

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1915

348 (31.7.1915) 2. Blatt

Sozialdemokratie und Vaterland.

War das ein Aufleben und Aufleben der Vaterlandsliebe, als der Kaiser vor Jahresfrist die wehrfähigen Deutschen aufgerufen! In der Tat, sie alle, alle kamen, Mut in der Brust, liebesbewußt. Auch die sozialdemokratischen Arbeitermassen sind dabei gewesen und einer ihrer besten Köpfe, Dr. Ludwig Frank, war mitten unter ihnen. „Es galt eben nicht nur der Verteidigung des Vaterlandes, mit dessen Kultur und Blüte die Sozialdemokratie und die gesamte Arbeiterbewegung innig verknüpft ist, es galt gleichzeitig die Verteidigung der idealen und materiellen Einrichtungen, die sie sich im Laufe von 50 Jahren geschaffen und ausgebaut hatte“ (A. Klaboff, Vaterland und Sozialdemokratie, S. 84).

Die überwiegende Mehrheit der Genossen in den Parlamenten und außerhalb derselben macht darum der Opposition im eigenen Lager das Leben schwer, die noch durch marxistische Ideologie in Fesseln geschlagen ist, wohl von nationalem Gange umweht wird, doch nicht ins frühe nationale Leben einzutreten gewillt ist und sich fräut, am Wohle des Volkes und zumal der Arbeiterklasse praktisch mitzuarbeiten. Mit Recht! Ihr ist ja im Gegensatz zu den „westlichen Theoretikern und Literaten“, den „quasiwissenschaftlich geschulten Parteiführern“, den „zumeist wurzellosen akademischen Existenzen aus Polen, Rußland und Galizien“ zum Bewußtsein gekommen, was sie am Vaterland besitzen und welche Segnungen durch das Staatswesen jahrein und jahraus den unteren Schichten des Volkes zugekommen.

Darum schreibt auch August Winnig, der stellvertretende Vorsitzende des deutschen Bauarbeiterverbandes in Brauns Annalen (1915 S. 140): „Der Staat ist in Gefahr! Das bedeutet doch heute etwas anderes und etwas mehr als zur Zeit des Territoriaufstrebens, bedeutet mehr als einen Wechsel des Namens der regierenden Dynastie. Der Staat — wohl, das ist das Beamtentum, das ist das höchste Geopde, das ist die Justiz, das ist die Militärmacht, aber das ist auch das Schulwesen, das ist die Arbeit in den Gewerben, in den Bergwerken, in den Höfen, in den Fabriken, auf dem Felde, das ist das große wunderbare Mädelwerk des wirtschaftlichen Lebens, dessen Gang und richtiger Gang auch bestimmt wird durch die Zusammenhänge mit dem ganzen System der Weltwirtschaft.“ In diesem Staate sind die Arbeitermassen vollumfänglich interessiert und sein Schicksal wird auch für sie von ausschlaggebender Bedeutung. „Vielleicht“, schreibt derselbe Gewerkschaftsbeamte, „haben die Arbeiter ein größeres Interesse an der Unversiertheit des Vaterlandes als manche andere Klasse. Vielleicht würden die osteilichen Punkte eine Ausdehnung der russischen Herrschaft über Ost- und Westpreußen leichter ertragen, als die Arbeiter.“ Jedenfalls wissen sie, die „Gewerkschaften, Konsumvereine, Gewerkschaftshäuser, Volkshäuser, eigene Druckereien, Bildungsanstalten, Volksbibliothek“ auf dem Boden des Staates errichten und heissen, „dem Begriff des Vaterlandes anders gegenüber als die Varias der vierziger Jahre“ des letzten Jahrhunderts. Darum erklärte auch der alte Sozialistenführer Dr. David bei Kriegsausbruch kurz und bündig: „Wenn das eigene Haus brennt, müssen wir helfen löschen — ganz einerlei, wer es angezündet hat“ (Sozialdemokratie und Vaterlandverteidigung, S. 22).

Diese nationale Pflichterfüllung wird der sozialdemokratischen Mehrheit leicht, weil sie weiß, was der Kaiser und die Reichsregierung zur Erhaltung des Friedens getan und was vonseiten unserer Feinde drohte. „Wir wissen es“, sagte W. Heine in seiner großzügigen Stuttgarter Rede, „weilmal hat er (der Kaiser) in den letzten Jahren persönlich durch sein energisches Eingreifen den Frieden erretzt. Das erste Mal bei der Marokkocrisis und später, als sich die Verhältnisse zu einem Kriege zwischen Oesterreich, Serbien und Rußland aufspitzten. Damals ist er fest geblieben und hat erklärt, daß er es vor Gott und seinem Gewissen nicht

verantworten könne, ohne zwingende Gründe in einen Krieg einzutreten... Wir Sozialdemokraten haben auch schon in den letzten Jahren nicht selten Gelegenheit genommen, ganz unbeschadet unserer sonstigen Gegnerschaft zu seiner Politik und seiner Person, ihm unseren Dank für diesen ersten und letzten Friedenswillen auszusprechen.“ Mit lautem Beifall quittierten die Stuttgarter Genossen diese Ausführungen des Führers, die er mit den Worten schloß: „Deshalb haben wir auch in diesem Augenblick das Recht, ihm zu vertrauen“ (Bericht S. 23).

Aus belgischen Archiven.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat, wie schon berichtet, am 29. Juli in einer Sonderbeilage mit der Veröffentlichung von Berichten der belgischen Vertreter in Berlin, London und Paris an den Minister des Auswärtigen in Brüssel aus den Jahren 1905 bis 1914 begonnen. Die Berichte enthalten ein vernichtendes Anklagematerial gegen die Politik der deutschfeindlichen Dreierbündnisse unter Englands Führung und erweisen umgekehrt die Friedensliebe des deutschen Kaisers und die friedliche Richtung der deutschen Politik.

Die Sonderbeilage der Nordd. Allg. Ztg. vom 29. Juli enthält zunächst eine Reihe von Berichten aus dem Jahre 1905.

Das Jahr 1905 war das Jahr der russischen Revolution, des russisch-japanischen Krieges und der marokkanischen Krise, die durch die Abenteuerpolitik Delcassés hervorgerufen wurde.

Es stand in allen Fragen der großen Politik unter der Nachwirkung des englisch-französischen Vertrages vom 8. April 1904, der zu der sogenannten entente cordiale Englands und Frankreichs führte. Es war das Jahr des zweiten englisch-japanischen Bündnisses, das wie die „entente“ von dem kurz vor Jahreschluss zurücktretenden Ministerium Balfour-Vandolme unterzeichnet wurde, dem das liberale Kabinett Campbell-Bannerman-Grey folgte. Die auswärtige Politik beider Kabinette war die König Edwards VII. und ging darauf aus, nach Vernichtung der russischen Flotte durch das verbündete Japan, unter Ausnutzung der alliance franco-russe, die Brücke zu einer russisch-englischen Verständigung zu schlagen. Das kaum verstandene Ziel war, eine große antideutsche Kombination zu schaffen, ein Werkzeug, das, wenn Tag und Stunde günstig war, zur Vernichtung der aufstrebenden Kraft Deutschlands dienen sollte.

Parallel ging diesen Anschlägen die Tätigkeit einer deutschfeindlichen Presse, die ihren Mittelpunkt in London hatte und bemüht war, die gegen Deutschland gerichtete Tendenz zur Herrschaft in der öffentlichen Meinung Englands zu machen. Sie fand ein Echo in Frankreich und bald auch in Rußland und hat in der Folgezeit alle Schachzüge der gegen uns gerichteten Politik des englischen Kabinetts erst einzuweiten und dann als nationale Notwendigkeiten zu rechtfertigen verstanden.

Die Befürchtungen, welche diese Wühlpolitik Englands hervorgerufen mußte, sind von den Vertretern Belgiens rechtzeitig erkannt und mit Sorge verfolgt worden. Graf Balain, der belgische Gesandte in London, Baron Greindl, der ausgezeichnete Vertreter Belgiens in Berlin, und Herr A. Leghait, der den Präfesler Sof in Paris vertrat, haben mit gleicher Aufmerksamkeit auf die Gefahren der sich vorbereitenden Entwicklung in ihren Berichten hingewiesen.

Am 7. Februar spricht Balain sich dahin aus, daß die Feindseligkeit Englands auf Nord und auf Nordost zukunfts-möglichkeiten zurückzuführen sei, und daß die Agitation der Presse und die drohende Rede des Admirals Lee das englische Publikum zu der chauvinistischen Vorstellung geführt habe, daß Deutschland überhaupt kein Recht habe, seine Flotte zu vermehren. Wenige Tage danach

gibt Greindl diesem Gedanken noch schärferen Ausdruck. Er weist auf den rein defensiven Charakter der deutschen Kriegsmarine hin. Die wahre Ursache des Hasses der Engländer gegen Deutschland sei die Eifersucht, welche die außerordentliche Entwicklung der deutschen Handelsflotte, des Handels und der Industrie Deutschlands hervorgerufen habe. Ein wesentliches Motiv zu der Entente mit Frankreich sei für England der Wunsch gewesen, freie Hand gegen Deutschland zu haben. Im April und Mai, als das Eintreffen Kaiser Wilhelms in Tanger und der darauf folgende Sturz Delcassés in England einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief, zeigen uns die belgischen Berichte volles Verständnis für die Haltung Deutschlands in der Marokkocrisis. Herr Leghait macht auf den demonstrativen Charakter der Meise aufmerksam, die gleich nach Delcassés Sturz König Edward VII. nach Paris führte. Die Anträge, die dahin gingen, den Zusammentritt einer Konferenz zu verhindern, treten dabei recht plötzlich zutage und führen Herrn Leghait zu dem charakteristischsten Schluß, daß man wohl versucht sein könne, der wohlwollenden Politik, die England Frankreich gegenüber befolge, machiavellistische Absichten zuzuschreiben. Er spricht es in einer späteren Depeche ganz direkt aus, daß es die Schuld Delcassés gewesen sei, daß er sich einbildete, über das Schicksal Marokkos bestimmen zu können, ohne mit den Interessen Deutschlands zu rechnen.

Auch Graf d'Ursel, der im Juli und August Baron Greindl in Berlin vertrat, weist auf die Feindseligkeit der englischen Politik hin. England lasse keine Gelegenheit vorübergehen, um die Schwierigkeiten zu bereiten. So habe es während des Aufstandes in Südafrika die Hereros als kriegsführende Macht anerkannt und dem Kap verboten, aus Proviant und Munition zuzuführen.

Baron Greindl verfolgt mit Sorgen die Kampagne der englischen Presse und der englischen Finanz, um Rußland gegen Deutschland zu gewinnen, und sieht eine Kombination entstehen, die ihm gefährlich scheint. „Der von Deutschland geführte Dreierbund hat uns dreißig Jahre europäischen Friedens gegeben. Jetzt ist er durch den Zustand der Zerlegung geschwächt, in dem Oesterreich-Ungarn sich befindet. Die neue Tripartente Frankreich, England, Rußland wird den Dreierbund nicht ersetzen, sondern vielmehr eine Ursache steter Unruhmigung sein.“ Unmöglich sei der Anschluß Rußlands an England nicht, die Entente sei noch unwahrscheinlicher gemein. Aber Rußland habe Deutschland als den Nachbarn, dessen Zivilisation der barbarische Stolz der Russen als Demütigung empfände.

Der letzte Krieg bildet die glänzende Widerlegung des Urteils, das Baron Greindl hier über den „Zustand der Zerlegung“ unserer österreicherisch-ungarischen Bundesgenossen gefällt hat. Er ist demselben schweren Fatum verfallen, mit dem auch unsere Gegner in den Krieg gegangen sind.

Zur Oktober wirt er die Frage auf, ob wohl die Leute, die sich in England stellen, als fürchteten sie eine deutsche Invasion — die doch unmöglich sei — aufrecht zu sein. Seine Befürchtung ist, daß sie einen Konflikt herbeizuführen suchen, um Krieg und Handelsflotte und damit den ganzen auswärtigen Handel Deutschlands zu vernichten. Das würde, schreibt er, den Ueberlieferungen der englischen Politik durchaus entsprechen.

Die letzte Greindlsche Depeche läuft in die Frage aus: „Ich frage mich, wo und wann Deutschland die englische Politik durchkreuzt hat. Sollten es Ermahnungen an des Kaisers Kriegertelegramm nach der Gefangennahme von Jambou und seinen Kumpanen gewesen sein? Aber das ist lange her. Auch sollte man in London nicht vergessen, daß es sich um eine Räuberbande handelte, die zwar unter der Hand von der englischen Regierung organisiert war, aber von dem offiziellen England verleugnet wurde.“

Es sind bittere Wahrheiten, die durch den Mund dieser gewiß unparteiischen Quellen England gesagt werden. Das Fundament unseres guten Rechts und des Unrechts unserer Gegner findet hier neue und feste Stützen.

Krieg und Volkswirtschaft.

Höchstpreise für Mehl.

Der Deutsche Landwirtschaftsrat hat beim Bundesrat beantragt, daß nicht nur Höchstpreise für Brotgetreide, sondern auch Höchstpreise für Mehl sobald wie möglich allgemein festgesetzt werden und daß dabei die Spannung zwischen beiden so niedrig bemessen wird, daß die Verbraucher zu billigen Brot- und Mehlpreisen genießen können, wie sie in normaler Weise, d. h. zu Friedenszeiten, den Höchstpreisen für Brotgetreide entsprechen. In der Eingabe heißt es u. a.:

Wenn die Landwirte trotz der enorm gestiegenen Produktionskosten sich auch heute noch im vaterländischen Interesse mit den bisherigen Höchstpreisen zufriedensstellen, so geschieht dies in der selbstverständlichen Annahme, daß das Opfer, das die Landwirtschaft bringt, auch wirklich den Verbrauchern zugute kommt und nicht durch ganz unbillig hohe Mehlpreise wieder bereitet wird. Der durchschnittliche Unterschied zwischen den Preisen für Roggenmehl und Roggen in den letzten zwanzig Jahren in Berlin beträgt 46 Mark für die Tonne. Er schwankt in den einzelnen Jahren von 37 bis 61 Mark. Der durchschnittliche Unterschied zwischen den Preisen für Weizenmehl und Weizen beträgt in den 20 Jahren 66 Mark. Er schwankt von 54 bis 78 Mark. Demgegenüber hat der Unterschied mehrere Kriegsmomente hindurch über 200 Mk. für die Tonne betragen und beträgt auch heute noch nach der letzten Preisfestlegung der Kriegsgetreide-Gesellschaft vom 8. Mai ds. Jrs. 100 Mark. Wenn vom Bundesrat jetzt Höchstpreise für Getreide aus der Ernte 1915 festgesetzt werden, so muß die Landwirtschaft mit aller Entschiedenheit fordern, daß gleichzeitig eine allgemeine Festlegung der Mehlhöchstpreise bezw. der Spannung zwischen beiden Preisen von höchstens 60 Mark bei Roggen und höchstens 75 Mark bei Weizen erfolgt. (Die Gerechtigkeit erfordert, daß diesem entscheidenden Verlangen der Vertretung der Landwirtschaft stattgegeben wird.)

Die Kartoffelversorgung.

Nachdem der Bundesrat in Sachen der Getreidehöchstpreise und des Lebensmittelwunders das Seine getan hat, um den berechtigten Wünschen der Bevölkerung zu entsprechen, stellt die Frage auf der Tagesordnung: Bekommen wir billigere Kartoffeln? Glücklicherweise kommt jetzt aber auf der ganzen Linie die am diese Jahreszeit selbstverständliche Verbilligung unauflöslich zur Geltung. Die Regentage, deren wir uns nach langer Dürre erfreuten, sind für die Kartoffeln gerade noch rechtzeitig gekommen. Das erstere man am besten daraus, daß die neuen Kartoffeln, die uns jetzt zugeführt werden, schon eine ansehnliche Größe aufweisen. Wir haben eine gute und große Kartoffelernte vor uns, davon ist nicht zu zweifeln, schreibt der Berliner Tag. Außerdem sind in diesem Jahre auch die Anbauflächen gegen das Vorjahr bedeutend vergrößert worden. Diejenigen aber, die etwa geeignet sein sollten, trotz alledem die Kartoffelpreise hochzuhalten, mögen an das neue scharfe Geißel über den Lebensmittelwunder denken. Die zuständigen Behörden werden, wenn man diese „Warnungstafel“ nicht gebührend beachtet, nicht lange zaudern, sondern die bekannten Bestimmungen schonungslos anwenden, die dem freien Ermessen des unabhängigen deutschen Richters einen hinreichend weiten Spielraum gewähren.

Neue wirtschaftliche Maßnahmen des Bundesrats. Berlin, 29. Juli. (Köln. Ztg.) Was aus den vielen Anregungen wirtschaftlicher Art, die der Re-

Der Talisman.

Historische Erzählung von G. Lenoge.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

III.

Es war ein kalter, klarer Dezembertag. Der schwere Wagen, den fünf Pferde zogen, rollte mit großem Lärm über das harte Pflaster. Allein im Wagen, konnte Renatus von Montfort ruhig seinen Träumen nachhängen; er hielt sich für vollkommen glücklich. Aber er wollte auch seinem Könige dankbar sein. Er hatte Eile, einen Beweis von seiner Selbstverleugnung, von jenem Geiste der Unabhängigkeit zu geben, der, wie Rollinbrage versichert, so selten geworden war; in diesem Punkte war er selber selbst sicher; und welche Dienste man auch von ihm verlangen würde, sein rechtschaffenem Gewissen hätte, daß kein einziger Einfluß in seinem Leben wäre, ihn mit seinen Berufspflichten in Konflikt zu bringen.

In dieser Geistesverfassung stieg er an der Haltestelle von Tismes aus, wo die Post zur Feilheitsstunde hielt. Während sich hier schon andere Reisende mit großem Lärm im Wirtszimmer drängten, hat Renatus, man möge ihn in einem Nebenzimmer bedienen, er war da allein und freilich, am Fenster sitzend, mit großem Appetit.

Auf dem Wege herrschte ununterbrochene Bewegung. Wagen, Lafaien, Rittschere, Pferde, alles sammelte durcheinander. Renatus sah dem Getriebe aufmerksam zu. Eine leichte Postkutsche hielt, um neue Pferde zu nehmen,

richt am Fenster, und es machte ihm Freude, die Geschicklichkeit zu beobachten, mit der der Kutscher die Pferde wechsellte, wie vornehm die Postkutsche in ihren gewaltigen Stiefeln ausfiel, und wie eifrig die Stallungen sich bemühten, um ein Trinkgeld zu verdienen. In weniger als drei Minuten hatte jeder seine Arbeit getan; schon schwang sich der Postillon in den Sattel, als plötzlich das von einer sanften Stimme ausgesprochene Wort „vorwärts!“ ihn die Augen auf das hinabgelassene Fenster der Postkutsche richten ließ, in dem das Gesicht eines jungen, in einem Pelze fast verborgenen Mädchens erchien.

Renatus geriet in Verwirrung — es war Johanna! Mit einem Sprung war er vom Stuhle, schob den Tisch beiseite und öffnete das Fenster — gerade in dem Augenblick, wo die Pferde nach einem Weitschenschlag des Postillons ansetzten. Es dauerte nur einen Augenblick, doch wie flüchtig die Erdeinung auch gewesen war, Renatus konnte sich nicht getrennt haben. Durch eine unüberlegte Bewegung getrieben, war er in zwei Sprüngen durch den Saal geeilt und lief ohne Hut bis auf die Schwelle des Posthauses, als ob er hier Aussicht gehabt hätte, den Wagen aufzuhalten, den er in der Ferne auf dem Wege nach Paris, immer kleiner werden sah.

So lange er sehen konnte, blies er sieben. Endlich trat er etwas verlegen über sein Vorgehen wieder in das Wirtszimmer ein, nahm an seinem Tisch Platz und dachte nach.

Nach kurzer Ueberlegung war sein Entschluß gefaßt. Er klopfte mit seinem Messer an das Glas, worauf die Magd erchien.

„Sagen Sie dem Postmeister, er möchte zu mir kommen.“

Er brauchte nicht lange zu warten; die Tür ging auf und ließ einen kleinen Mann herein, der Renatus mit der Wütche in der Hand nahte; sein rotes und gelborenes Gesicht gab zugleich Neugier und Verstimtheit über die Fremdtätigkeit des Reisenden zu erkennen.

„Haben Sie sich zu beklagen, mein Herr?“ fragte er in ziemlich barbarem Tone. Und er richtete auf Renatus seine kleinen forschenden Augen.

„Mein Herr“, antwortete dieser, „ich bin Stellvertreter des Generalprokurators am königlichen Hofe zu Paris.“

Diese Antwort brachte eine vollständige Aenderung in der Haltung des Postmeisters hervor. Wie rein ein Gewissen auch sein mag, ein kleiner Schreden ergreift es doch, wenn man sich plötzlich vor einem Gerichtsbeamten sieht. Der dicke Mann krummte und drehte sich aus Ehrfurcht, lächelte verlegen und stammelte:

„Glauben Sie mir, Herr Prokurator, daß, wenn ich hätte eraten können — wenn ich besser untersucht hätte — kurz, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Eine Postkutsche“, fuhr Renatus fort, „hat hier still gehalten, sie kam von Reims her und hat sich in der Richtung nach Paris entfernt. Es sah unter anderen Reisenden ein junges Mädchen, vielleicht eine junge Frau darin — aber das ist ja gleichgültig. Haben Sie, wie das Gesetz Ihnen vorschreibt, den Paß dieser Person nachgesehen?“

„Den Paß nachgesehen dieser — o gewiß, wenigstens ich veräume es nie — nie, glauben Sie mir — aber es ist so viel Bewegung vor meiner Tür, daß ich nicht bemerkte habe — Sie meinen, Herr Prokurator, ein junges Mädchen — in einer Postkutsche?“

„Vor kaum fünf Minuten ist sie abgefahren.“

„Warten Sie einmal — ob ich den Paß nachgesehen habe?“

Der Mann klemmte die Zähne zusammen, öffnete halb die Lippen und strich über das Stirn, als wenn er hierdurch sein Gedächtnis auffrischen wollte.

„Niemals veräume ich es, Herr Prokurator — es wäre unerhört, wenn — aber wenn Sie es erlauben, werde ich eben mein Postbuch holen, worin die Namen aller Reisenden und die Stunde ihrer Ankunft aufgezeichnet werden — es ist eine Kontrolle, verstehen Sie, für meine Leute.“

„Gut, ich werde warten.“

Der Postmeister kam einen Augenblick später zurück, mit einem in Leder gebundenen Register, das er auf die Ecke des Tisches legte. Mit diesen beiden Fingern verfolgte er die Seiten, während er zwischen seinen Zähnen las.

„Nun?“

„Namen der Reisenden — hm — da scheint es zu sein — Fräulein Johanna de la Roche —“

„Allein?“

„Und ein Diener.“

„Keine anderen Erklärungen?“

„Sonst nichts. Der Herr Prokurator wissen, daß die Vorschriften nicht fehlen.“

Renatus machte eine ungeduldige Bewegung; der Postmeister fragte:

„Hat der Herr Prokurator sonst noch etwas zu befehlen?“

„Lassen Sie mir Kaffee bringen.“

Der Postmeister verbeugte sich sehr höflich und entfernte sich berührt.

(Fortsetzung folgt.)

*

